

## Kapitel 1 – Das Haus aus Licht und Schweigen

1986

Der Sand ist noch warm von der Sonne. Das Wasser der Ostsee schwappt um meine Knöchel. Ich laufe am Ufer entlang. Das Meer streckt mir seine kühlen Finger entgegen, kitzelt meine Zehen und zieht sich zurück, nur um gleich wiederzukommen. Ein Spiel, das nur wir beide verstehen.

Meine Brottasche, eigentlich für das Frühstück im Kindergarten gedacht, baumelt an meiner Seite. Heute ist sie mein Schatzbeutel. Oma gab sie mir mit einem Zwinkern: »Für deine Fundstücke.« Jetzt steckt sie voller Treibholz, Muscheln, Federn. Kleine Geschenke des Meeres.

Ich drehe mich im Kreis, lasse das Wasser gewähren und lache. Plötzlich stoße ich gegen etwas Festes.

Ein Junge.

Er steht da. Sonst nichts.

Er ist älter als ich, mit dunklen Haaren, die ihm in die Stirn fallen. Als könnte er begreifen, schaut er aufs Meer. Die untergehende Sonne malt sein Gesicht in warmes Orange.

Ich platsche mit den Füßen, hüpfе herum und hoffe, dass er mich bemerkt.

Nichts.

»Wer bist du?« frage ich.

Seine Schultern zucken. »Egal.«

»Wo wohnst du?«

»Bei Opi.«

Ich folge seinem Blick, der zum Haus neben dem von Oma gleitet. Herr Hansen wohnt dort. Ist nett. Manchmal gibt er mir Bonbons aus einer verbeulten Blechdose mit abgeschabten Aufklebern.

»Was machst du?« frage ich.

»Die Sonne angucken.«

»Und warum?«

»Dort, ganz hinten, wo sie ins Wasser taucht, sterben Seefahrer.«

Ich schaue zum Horizont. Die Sonne berührt fast das Meer. Sterben da wirklich Menschen?

Omas Geschichten kommen mir in den Sinn. Sie sagt, das Meer spricht mit denen, die es überqueren. Vielleicht nimmt es auch Menschen mit, die ich liebe.

»Echt? Du siehst Leute sterben?«

Er nickt. »Kann sein. Oder es ist Seemannsgarn. Jedenfalls nix für kleine Mädchen.«

»Ich bin schon groß.« Ich strecke ihm meine Hand entgegen, zeige ihm meine Finger. Wie viele braucht man, um groß zu sein? Gut, besser ist, ich nehme einen mehr.

Gemeinsam schauen wir zu, wie die Sonne langsam im Meer versinkt. Die Wellen flüstern Geheimnisse. Viele.

»Gleich«, sagt er flüsternd.

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen. »Wirklich?«

»Da! Jetzt taucht sie ein.« Er klatscht in die Hände. »Und was sag ich?«

Ein Schauer läuft mir den Rücken runter. »Aber wieso sterben die Leute denn?«

»Müssen sie nicht, können sie aber. Ist 'ne heikle Sache. Und gefährlich. Kinder müssen ganz still sein. Die Erwachsenen paddeln, dann geht alles gut.«

Seine Worte bohren sich in meinen Bauch. Was, wenn das Meer auch Mama mitnimmt?

»Aber wenn nicht? Was dann?«

»Frag ich mich auch. Hab gehört, es gibt Patrullen, die halten die Leute auf. Man muss schnell und schlau sein.«

Ich schaue ihn an. Was weiß er, was ich nicht weiß?

»Dana, komm sofort ins Haus!« Mama.

Ihre Stimme schneidet durch die Luft wie ein Pfeil. Ich zucke zusammen.

Sie steht in der Düne, die Hand über den Augen. Heute fährt sie nach Berlin. Ohne mich. Ich bleibe bei Oma. Mama sagt, es wird schön, aber es fühlt sich nicht so an.

»Lauf schon zu ihr«, sagt er.

Die Wellen schlagen gegen den Strand. Salz liegt in der Luft. Die Sonne wärmt meinen Rücken, aber in mir wächst Angst.

Ich hole den Hühnergott aus der Tasche, halte ihn ans Auge. »Ich seh sie nicht. Nur dich. Und jetzt die Sonne.«

»Darf ich auch mal durchgucken?«

Mama steht da, die Hände in die Hüften gestemmt, die Mimik verfinstert. »Dana. Nu mach schon, Vögelchen. Ich muss los.«

»Moment!«, brülle ich gegen den Wind.

Das Salz klebt an meinen Schienbeinen, der Rock weht um meine Knie. Ich reiche ihm den Stein, halte ihn auf der flachen Hand. »Schenk ich dir.«

Er schaut erst den Stein an, dann mich, als müsse er fragen, ob das erlaubt ist. »Echt?«

Ich nicke. »Der hat ein Loch. Wenn du durchguckst, siehst du alles, was sonst keiner sieht.«

Vorsichtig nimmt er ihn, als könnte er zerbrechen. Er hält ihn ans Auge, blinzelt durch, grinst. Zwei Schneidezähne fehlen. »Das ist 'ne Wucht. Ich seh's jetzt«, murmelt er, »aber nicht so wie eben. Mehr so ... als würd sie dem Wasser was zuflüstern.«

Ein Lächeln huscht über mein Gesicht. Ich mag, wie er das sagt. Nicht laut, nicht für alle. Nur für mich.

»Mit dem brauchst du keine Angst haben«, sage ich.«

Er nickt. Dann schaut er zum Wasser, still, mit diesem Blick, der weiter reicht, als ich je bei jemandem gesehen habe.

»Fräulein Linnewever, ich ruf dich kein weiteres Mal. Du kennst die Regel.«

Etwas in mir kribbelt. Ich will noch bei dem Jungen bleiben, mehr erfahren, aber Mamas Stimme ist scharf. Sie steht in der Düne, neben dem Weg zu Omas Haus. Der Wind zerrt an ihrem Kleid, das sonst nie flattert. Ihre Finger krallen sich am Taschenriemen fest, als wollte sie etwas halten, das schon wegrutscht.

Ihr Ton klingt, als sei das ein normaler Abschied. Aber ihre Augen? Müde von einem Streit, den sie allein ausficht. Neben ihr: Oma. Wie ein Felsen, der nichts sagt, aber alles sieht.

»Sie klingt sauer«, sagt der Junge.

»Wie 'ne Truzine.«

»Wie was?«

»Ne Truzine.« Was auch immer das ist, es klingt stachelig.

»Kein Plan, was du meinst. Geh lieber, bevor sie noch saurer wird.«

»Wollen wir morgen zusammen spielen?«

»Klar. Wo wohnst du denn?«

»Dort.« Ich zeige auf Omas Haus.

»Vielleicht nur kurz. Es geht doch früh los.«

»Wohin?«

Er deutet zum Horizont.

»Oh. Na gut. Dann eben ganz, ganz früh?«

»Könnte klappen.«

Ich renne die paar Schritte den Strand hinauf und greife nach einer Möwenfeder im Sand. Weiß mit grauem Rand. Weich und leicht wie ein Versprechen.

Als Friedensangebot strecke ich Mama die Feder hin: »Für dich. Hab ich gefunden.«

Sie sieht sie kaum an. »Aber Vögelchen, Möwen übertragen Krankheiten. Hörst du nie zu, wenn ich dir was sage?«

Mama stöhnt, wendet sich ab und geht zum Haus. Ihre Worte klingt nach verbeultem Blech, an dem selbst der Hammer verzweifelt. Hart, hohl, ohne Wärme. Und da passiert es. Leise, kaum merklich. Kein Krachen, nur ein Knacken. Tief drinnen. In mir. Als hätte jemand mein Licht ein Stück dunkler gedreht.

Die Feder biegt sich im Wind, tanzt. Sinnlos. Ich wünsche mir, sie hätte sie genommen. Oder wenigstens hingeschaut. Nur kurz.

Sie wandert sie in meinen Schatzbeutel. Der Wind raschelt wie altes Papier, Möwen kreischen. Aber ich höre nur mein Herz.

Der Junge steht noch da. Genau dort, wo die Wellen verlaufen. Wie ein kleiner König zwischen Meer und Horizont. Breitbeinig. Die Sonne trifft sein Gesicht, und für einen Moment scheint es zu leuchten. Der Hühnergott ist sein Fernrohr.

Dann dreht er sich um, wedelt mit den Armen. »Du meinst 'ne Zitrone, oder?«

Meine ich. Eine stachelige Truzine.

Er winkt. Kein Lächeln, kein Wort. Nur das.

Ich hebe die Hand. Dann lasse ich sie wieder sinken, frage mich, ob wir uns morgen wiedersehen. Warum denke ich das auf einmal?

Mama und Oma warten. Ich laufe zum Haus. Der Abschied. Jetzt ist er da. Ich schlendere auf sie zu, langsam, zögerlich.

»Ich hab dich dreimal gerufen, Dana«, sagt Mama. Ihre Stimme pickt. Nicht laut, aber spitz genug, dass sie an der Kleidung bleibt.

Ihre Lippen sind schmal, die Stirn glänzt, als hätte sie zu lange nachgedacht und zu wenig geschlafen.

»Ich hab ihm–«

Jetzt nicht.« Ihr Blick streift mich. »Du weißt doch, dass ich gleich los muss.«

»Hmhm.«

Neben Mama steht Oma. Ihre Hand berührt kurz Mamas Rücken. Eine Geste so leise, dass man sie leicht übersehen könnte.

»Wen meinst du?«, fragt Oma. Ihre Stimme ist weich, aber es klingt etwas darin, das horcht.

»Den Jungen. Den am Strand. Er wohnt bei Herrn Hansen. Besuch, sagt er. Nur kurz.«

Mamas Augen verengen sich, als wollte sie durch Wände sehen. »Hansen hat Besuch? Etwa von seinen Kindern?«

Ich nicke. »Morgen früh sind sie aber weg, hat er gesagt. Ganz früh. Und still muss er sein.«

Keiner sagt etwas. Auch Oma nicht.

Ich sehe zwischen ihnen hin und her. Ihre Schultern wirken wie aus Holz geschnitzt. »Was hat er noch gesagt?«, fragt Mama und klingt, als wäre etwas darin stecken geblieben.

Ich zucke mit den Schultern. »Was von Seefahrern. Und von der Sonne. Dass sie untergeht und Leute dabei sterben können?«

Mama presst die Lippen zusammen. Oma schaut zum Nachbarhaus. Lange.

Ich will noch mehr wissen, aber spüre: Manche Fragen machen was kaputt. Ich stecke sie zu den Muscheln in der Tasche.

Mama, diesmal härter. »Wollen sie etwa rübermach–«

»Tschhhh!« Omas Blick schneidet mitten in ihre Worte. »Und wenn, ist ihre Sache, Anja. Geht uns nichts an. Zu niemandem ein Wort.«

Ich vergrabe die Zehen im Sand. Der Junge hatte Angst, das weiß ich jetzt. Und sie tun so, als hätte ich etwas gesagt, das nicht gesagt werden darf. »Was geht euch nichts an?«

Mama atmet tief durch, als müsse sie etwas runterschlucken. »Dana«, sagt sie leise, aber bestimmt, »du bleibst bei Oma. So ist es abgesprochen.«

Meine Finger klammern sich um den Lederriemen.

Oma streicht die Haare von meiner Stirn: »Wir machen es uns schön, nicht wahr?«

In mir tobt etwas. Mama redet von Ruhe. Von frischer Luft, die mir gut tun soll. Als wär ich krank. Aber ihre Augen flackern und der Kiefer rückt nach vorne.

»Du wolltest aber erst heute Abend fahren«, stammele ich leise.

»Es ist besser so.« Sie weicht meinem Blick aus, dreht sich weg und geht zum Wagen.

»Für wen ist es besser?«, frage ich und kann meinen Unterkiefer auch nach vorne strecken.

Keine Antwort. Nur ihr Rücken, ihr Schweigen. Die Arme um den Körper geschlungen, als müsste sie sich festhalten. Ich weiß: Sie hat viel zu tun. Das sagt sie andauernd. Aber etwas in mir glaubt ihr nicht. Er flüstert: Wenn du mich wirklich liebst, lässt du mich nicht hier.

Vielleicht ist dieser Teil trotzig. Oder einfach sieben Jahre alt.

Oma schiebt sich zwischen uns, legt die Hand auf meine Schulter. Ich lehne mich kurz an sie. Sie riecht nach Lavendel, Salz und nach etwas Warmem, das ich nicht benennen kann.

»Komm, mein Kind. Wir gehen rein.«

»Tschüss, Vögelchen«, ruft Mama.

Ich reiße mich los. Schau sie an, hart. »Ich bin nicht dein Vögelchen.«

Sie schaut zurück, als hätte ich sie geschlagen. Nur kurz, dann presst sie die Lippen aufeinander. Erneut schiebt sich das Kinn vor. »Wie du meinst.«

Keine Umarmung. Kein Streicheln. Nur dieser Satz, spröder als der Wind, der vom Meer her weht.

Dann das Geräusch: Metall auf Metall. Die Autotür fällt zu. Ich bleibe stehen. Starre hinterher, bis der Golf auf der staubigen Straße kleiner wird und nur noch ein heller Punkt ist. Vielleicht hat sie gewinkt. Vielleicht auch nicht.

Ich sehe nur das flache Licht, den weichen Wind, der über das Weizenfeld streift. Und ein paar Krähen, die am Himmel krächzen.

Omas Hand liegt auf meiner Schulter. »Gehen wir rein, Kind. Es wird kühl.«

Ich rühre mich nicht. Vielleicht kehrt Mama um. Vielleicht war das alles nur eine Probe.

Aber nichts passiert.

Dann drehe ich mich um. Oma wartet. Ihre Augen: klar und still wie Glas.

Drinne riecht es nach Apfel und Linoleum. Ich ziehe die Schuhe aus. Der Fernseher rauscht leise. Eine Frauenstimme kündigt die ‚Aktuelle Kamera‘ an. In der Küche pfeift der Wasserkocher.

Ich stelle mich ans Fenster, blicke zur Düne. Der Junge ist fort. Das Haus von Herrn Hansen: dunkel, stumm.

Ist er schon auf dem Weg zur Sonne? Hat er den Stein behalten? Das Loch zum Durchsehen. Und den Mut, den ich nicht habe.

Ich setze mich an den Tisch, sage nichts. Oma stellt eine dampfende Tasse vor mich. Kamillentee. Ich trinke. Zu heiß.

»Du bist traurig«, sagt sie. »Tee hilft.«

Ich zucke mit den Schultern.

»Das darfst du sein.«

Ich nicke. Mehr nicht.

Der Hühnergott fehlt mir. Für mich bleibt nur die leere Stelle in der Tasche, und der Blick, der durch nichts mehr durchkommt. Nichts, das mir zeigt, was noch kommt. Bloß der heiße Tee und Omas leise Nähe.

Und das Wissen: Etwas ist fort. Und etwas bleibt.